

Neue schweizerische Lyrik

Autor(en): **Bohnenblust, Gottfried / Beerli, Hans / Meyer, J.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747996>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedankenarbeit oft weit mehr als ihre Pflicht tun, kann niemand bestreiten.

Wägt man zum Schluß Fehler und Vorzüge gegeneinander ab, so ist der jungen Bewegung nur alle Beachtung zu schenken. Die Frauen brachten viele Fehler, aber wenig Vorzüge mit. Daß die ersten noch wenig abgelegt, die letzten kaum mehr herausgearbeitet sind, darf bei der Kürze der Zeit nicht verwundern. Bei besserer Schulung und größerer Selbstzucht wird in wenigen Jahrzehnten ein Stamm erwerbstätiger Frauen heranwachsen, mit dem als einem Faktor im Erwerbsleben gerechnet werden muß.



Neue schweizerische Lyrik.



Gedichte von Gottfried Bohnenblust, Hans Beerli, J. R. Meyer
und M. Martius.

Drei Oden vom Tode.

Von Gottfried Bohnenblust.

I.

Todes Boten.

Jubelnd tanzten sonst wir im Geistesreigen,
Satt entklang das dröhnende Lebenslachen
Unsere Kehlen, seltene Höhen kündend
Völliger Freude.

Heute scheucht ein Schauer die wilden Wirbel,
Dich besuchten gestern die Todesboten,
Ernstes, mildes Auges die Stirn dir küssend,
Engel des Leides.

II.

Todes Loben.

Stand ein starker, jugendlich stolzer Stamm,
Wuchs und weht' in wohligen warmen Winden,
Jauchzt' in jähen, jubelnden Lebensliedern
Fülle des Frohmuts.

Kam ein kalter, frostiger Frühlingsturm,
Brach des Baumes bittendes Blütenprangen,
Knickt' mit kurzem Krachen den jungen Jubel,
Führ in die Ferne.

Tränentraurig trägt er des Todes Tat,
Senkt sich lahm und leidend und lehnt sich leise
An die mächt'ge moosige Mauer dort am
Hofe des Friedens.

III.

Crucifixus.

Auf der Schädelstatt in der Schächer Mitten
Hängt am Holz der Herrliche, hart geheftet.
Sieh, die Sonne sank in die Nacht. Nun ist zum
Sterben die Stunde.

Trostvoll ist die Tat dieses trüben Todes.
Zager Zweifel flüchtet zu allen Zeiten
Bangen Blicks zum Bilde des Helden, der die
Welt überwunden.

Echo.

Vor dem dunkelgrünen Wald der Menschenseele
Liegt mein Geist im hellen Gras und weilt und wartet,
Singt und ruft und wartet immer wieder.

In des Waldes ungangbaren, schönen Gründen
Wohnt die Nymphe Echo, deren Leib und Leben
Keines Auges Schärfe noch erspähte.

Ganze lange Tage liegt und träumt sie einsam,
Schaut zum blauen Himmel durch die zarten Zweige,
Hört die Quelle durch die Stunden rauschen.

Manchmal aber, wenn von fremden fernen Feldern
Rühn ein klarer, heller Ton zu ihr mag dringen,
Springt sie auf und singt in starkem Jubel.

Und die warmen Wellen ihres Dankgesanges
Fluten durch die abendlichen Sommerlüfte,
Glück umfängt den Fremdling, den sie treffen.

Vor dem dunkelgrünen Wald der Menschenseele
Liegt mein Geist im hellen Gras und weilt und wartet,
Singt und ruft und wartet immer wieder.

Gottfried Bohnenblust.

Michel Angelo.

Und es war tiefe Nacht. Ich flog dahin
Und fuhr und fuhr durch weite finstre Räume,
Von starker Kraft in schönem Schwung getragen.

* * *

Auf einem Sterne fern im dunkeln All
Fand ich mich plötzlich stehend, und ich starnte
Im Wunderglück auf dieses Himmelsland.
Ein Riese stand und formte aus den Felsen,

Die spielend er wie leichte Steine hob,
 In hoher Wölbung stolz die kühnste Kuppel,
 Dergleichen nie ein Stern bisher gesehn.
 Und um ihn schafften junge starke Helden,
 Des Winks und Wortes freudig stets gewärtig,
 Des Willens und der Kraft beglückte Söhne,
 Die Scham und Schwäche nicht zu decken haben.
 Und da der Riese sah den Erdenfremdling,
 Sprach gütig seine mild erhabne Hohheit:
 Du kommst vom heißen, kalten Land der Erde,
 Wo bald verbrennt, was nicht zuvor erstor.
 Hier engt kein Zaun des Geistes großen Garten,
 Hier wächst ein jeder Baum dem Himmel zu.
 Auf Erden schon schuf ich das Bild der Kraft,
 Wo ich sie fand, ob in Gesetz, Gericht,
 In Liebe, Trauer, Tag- und Nachtgestalten.
 Nun aber ist die ganze, starke Macht
 Mir voll beschieden, seit ich ewig bin;
 Denn unbegrenzt war stets mir Will und Wesen.
 Und auch dein Leben ist ein wahrer Traum,
 Dein Träumen aber birgt dein wahres Wesen.
 Und was aus Traumes Kraft du erst getan,
 Darin wird mählich wach dein Traum vom Leben.

* * *

Da so er sprach, da war es wieder Nacht,
 Und ich fuhr weiter durch die dunkeln Räume,
 Von starker Kraft in schönem Schwung getragen.
Gottfried Bohnenblust.

Und wenn es nichts war als ein bloßes Träumen.

Und wenn es nichts war als ein bloßes Träumen,
 Nichts als ein schöner, halbverwehter Klang,
 Der wie aus weltenfernen Himmelsräumen
 Zu unserm Ohr in stillen Nächten drang;

Und wenn es nichts war als ein kurzes Blühen,
 Ein heißer, süßer Duft, der Frucht verhieß,
 Und wenn es nichts war als ein stilles Glühen,
 Das mir kein Götterhauch zur Flamme blies:

So will ich dennoch dieses Leben preisen,
 Dieses Leben, das mir selbst in seiner Qual
 Noch Schönheit gab, und wundersame Weisen
 Mich finden ließ, wo mich das Glück bestahl.

Und einmal kommt der Tag, wo andre segnen
 Dies Leben, — wär es auch ein Untergang.
 Sie hören doch im flüchtigen Begegnen
 Den weltenfernen, halbverwehten Klang.

Hans Beerli.

Der tote Freund.

In des Friedhofs banger Totenstille
Sucht ich meines Freundes Ruhestätte;
Und mir war, als müßt ich mit ihm plaudern,
Scherzen, wie in alten Zeiten, wo ich
Manchen Tag mit ihm geschwärmt in Schönheit,
Manche Nacht durchzechte beim Becherklange.
Er wie keiner hat mein Herz verstanden.
Eine treue Freundesseele wohnte
In dem feinen, blassen Träumerantlitz . .

Und ich sah am Grab die gelben Kränze,
Hörte in dem Laub der Trauerweiden
Wohl des Abendwindes leise Klage, —
Doch vergebens sucht ich seine Seele.

Aber heute, als am Weinpokale
Ich die gierig-durst'gen Lippen neigte,
Die vom Feuer heißer Küsse brannten:
Da stand er mir plötzlich gegenüber;
Schweigend grüßte mich sein bleiches Antlitz,
Ungelebten Lebens Blut im Auge
Und ein Lächeln auf den schmalen Lippen.

Hans Beerli.

Gott.

In dunklen Nächten hab ich dich gerufen,
Und du erquicktest meine Seele nicht;
Ich lag zerknirscht vor deines Thrones Stufen,
Und du verhülltest mir dein Angesicht.

Doch als im Troß ich meine Waffen rührte,
Zum schwersten Kampf des Tages, stolz und wild:
Da warst es du, der meine Streiche führte,
Und väterlich beschirmte mich dein Schild.

Hans Beerli.

Die Großen.

Im Traum sah ich sie einst,
Die über der Menschheit ragen:
Memnonssäulen gleich.
Ihre ernstesten Häupter,
Die den Himmel berührten,
Blickten sich an
In Brüdereintracht,
Sternenglanz
Auf ihren Marmorstirnen.

Nur tief im Staub,
Nur ihre Füße
Küßte und bespie
Die Menge.

Hans Beerli.

Herbstnacht.

Fern erstirbt ein heißes Bellen,
Fern zerfließt ein kaltes Licht.
Fern und nahe Wunderquellen
Sprudeln, aber rauschen nicht.

Frierend aus den Nebelschwaden
Ragt der Berge dunkler Bau.
Und die Sterne fröstelnd baden
Droben sich im Wolkentau.

Heimliches Entrinnen gleitet,
Sonnengut entflattert leis.
Drohendes Beginnen schreitet
Her auf unsichtbarem Gleis.

Schmiege in meinen Arm dich fester!
Mag nun alles untergehn,
Bleibt der Sonnentage bestes,
Unsre Liebe doch bestehn.

J. R. Meyer.

Julinacht.

O monderhellte Julinacht,
In der das weiße Wunder webt. —
Die stille Straße führt mich sacht
Zur Höhe, wo das Kreuz sich hebt.

Mein Schatten wandelt nebenher. —
Das Korn, das seines Schnitters harrt,
Zu beiden Seiten liegts, ein Meer,
Im Zauberlicht des Monds erstarrt.

Der Bäume Schatten regungslos,
Die Zauberschiffe lasten schwer,
Wie krankes Kind im Mutterschoß,
Im weiten weißen Ährenmeer.

Wo sich das Kreuzifix erhebt,
Oh talwärts sich die Straße senkt,
Ich stand, von Schauers Lust durchbebt,
Von Wonneshauern satt durchtränkt.

Das Kreuz am dunkeln Waldesrand,
Ein mürrisches Holz am hellen Tag,
Erglänzte weit hinaus ins Land,
Auf dem der blaue Himmel lag.

Des Mondes aufgesognen Schein
Gesegnet strahlt es wieder aus,
Und alles wurde mild und rein
Und heilig wie im Gotteshaus.

Verzaubert stand ich lange da.
Es ging durch mich wie ein Gebet.
Das Leid, das mir am Tag geschah,
War alles wundersam verweht.

J. R. Meyer.

Der Mutter im Grabe.

Wenn ich Schmerzen trage,
Tritt dein Bild vor mich,
Wie du sonder Klage,
Littest bitterlich.

Und ein Hauch von deiner
Stärke weht mich an,
Wie der Starken keiner
Sie mir geben kann.

J. R. Meyer.

Morgen in den Bergen.

Tiefer sinken Schattengrenzen
Über meines Tales Schöne,
Daß an dieses bunte Glänzen
Sich der Erdenblick gewöhne.

Jedes Hüttchens weiße Mauern,
Jedes Waldes grüne Fläche,
Und den Gischt der Felsenbäche
Küßt das Licht in Freudenschauern.

Also kam in meine Tage —
Langsam ohne starkes Blenden,
Scheuend schattenhafte Klage —
Glück auf Glück aus lieben Händen.

Martha Martius.

Weg am Abend.

Immer auf demselben Wege,
Immerdar dasselbe Leuchten,
In des dunkelgrünen, feuchten
Buchsbaums heimlichem Gehege.

Immerdar die Flut von Klängen,
Und dasselbe süße Schweigen, —
Tief verhülltes Blätterneigen
In den schwarzen Laubengängen.

Und der Säulen schmale Schatten,
Und der Weiden müdes Zittern,
Immerdar die farbensatten
Rosen an den Gartengittern.

Hinter diesen weißen Wänden
Muß Gedeihn und Heimatsegen
Wohnen und das treue Regen
Von geliebten Frauenhänden.

Martha Martius.

Bern.

Wie der Saft des reifen Kerns,
Wie des Werdens starke Quelle
Strömt die Aar mit grüner Welle
Durch die Lebenstiefen Berns,

Mit der kühn gekrümmten Flut
An die schroffen Giebelklippen
Brandend, wie das Menschenblut
An das Ufer pocht der Rippen.

Dieses Pulschlags Jugendwallen
Ist es, das die Stadt durchbebt, —
Alles flutet, lacht und lebt
In den Straßen und den Hallen.

Und in mächt'gem Aufwärtstragen
Aufgebaut von Götterhand
Glänzt das ferne Oberland,
Säulen gleich, die Himmel tragen.

Blüh im Kranze deiner Auen,
Deiner Wälder, schönes Bern!
Wahre deines Wesens Kern:
„Tiefe Strömung, — weites Schauen“.

Martha Martius.

